

Adolf Exeler

## Vom sprachmächtigen Glauben zur „Theologie des Volkes“

*Die „Theologie des Volkes“, für die der Autor hier eintritt, meint eine Theologie und Pastoral, in der Lehramt, Fachtheologen und Seelsorger gemeinsam mit dem Volk den Glauben reflektieren, indem sie die Glaubenserfahrung der einfachen Gläubigen ernst nehmen, von ihnen lernen und ihnen helfen, ihren Glauben zur Sprache zu bringen. Nur so können Verkündigung und Glaube wieder als befreiende Frohbotschaft erfahren werden. red*

### 1. Sprachloser Glaube?

Der Glaube will nicht nur gelebt, er will auch im Bekenntnis ausgesprochen werden; er will nicht nur in der Tat, er will auch im Wort bezeugt werden. Zum lebendigen Glauben gehört, daß über ihn nachgedacht und daß er ins Wort gebracht wird. Ein sprachloser Glaube ist ein gefährdeter Glaube.

#### a) Zur gegenwärtigen Krise religiösen Sprechens \*

Allgemein wird heute eine Krise der religiösen Sprache konstatiert. Nach soziologischen Untersuchungen, die J. Matthes zusammenfaßt, ist in der bundesrepublikanischen Bevölkerung zwar „im ganzen ein recht solider Grundstock an kirchlich-religiösem Wissen, an Aussagen über den Inhalt und die Bedeutung des christlichen Glaubens, wie sie im organisierten Kirchentum hervorgebracht werden, in der Gesamtbevölkerung vorhanden“. Aber Matthes stellt zugleich eine erschreckende Unfähigkeit fest, diese Aussagen zu verbinden mit „Aussagen zur Welt- und Lebensdeutung, gleich ob sie an der Biographie einzelner oder im Hinblick auf allgemein thematisierte Zeitfragen abgefragt werden“<sup>1</sup>. Nach Matthes ist es eine dringende Aufgabe der Kirchen, „dem heute ausdruckslos bleibenden Christentum Möglichkeiten des Ausdrucks und das Bewußtsein der Legitimität solchen Ausdrucks zu schaffen“<sup>2</sup>. In der Tat ist für viele die offizielle Sprache des Glaubens zwar bekannt; aber sie ist ihnen nicht als ihre persönliche Sprache zu eigen geworden; sie steht ihnen nur wie eine unzulänglich erlernte Fremdsprache zur Verfügung: man versteht einigermaßen, aber man kann selbst nur notdürftig sprechen. Über ein passives Vokabular kommt man kaum hinaus. Die Sprachohnmacht des Glaubens ist vielfältig: auch zwischen Ehepartnern oder Freunden ist der Glaube nur in seltenen Fällen gesprächsfähig. Die zunehmende Privatisierung des Glaubens in unserer Gesellschaft droht diese Sprachohnmacht fortwährend zu verstärken.

\* Demnächst ausführlicher in dem Sammelband: *Adolf Exeler — Norbert Mette* (Hrsg.), *Theologie des Volkes*, Mainz (Grünewald) 1978.

<sup>1</sup> J. Matthes, *Unheilbar gesund oder heilbar krank? Was erwartet die Gesellschaft heute noch von der Kirche*, in: *Ökumenisches Pfingsttreffen Augsburg 1971 — Sonderteil von Publik/Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt vom 4. 6. 1971.*

<sup>2</sup> Ebd.

Aus der Psychotherapie weiß man, wie heilsam (und notwendig) es für den Menschen sein kann, sich auszusprechen. Die Wortmächtigkeit ist für den Menschen kennzeichnend; sie hat für die Menschwerdung des Menschen entscheidende Bedeutung. Ohne die Fähigkeit, das auszudrücken, was der Mensch empfindet, wünscht und denkt, kann er sich in seiner Menschlichkeit nicht entfalten; er wird unfähig zu sozialem Verhalten.

Wenn sich der Glaube befreiend, heilend und fördernd auf das menschliche Leben auswirken soll, muß er ins Wort kommen: ins Wort vor Gott, d. h. im Gebet des Einzelnen und in der Liturgie, im Bekenntnis und im Lied; aber auch ins Wort der Menschen untereinander. Wer im Glauben verstummt, bringt den Glauben selbst in Gefahr. Zwar ist Glaubens*verwirklichung* sehr viel mehr als Verbalisieren; aber sie schließt das Verbalisieren-Können mit ein. Wenn das biblische Wort gilt: „Wovon das Herz voll ist, davon fließt der Mund über“ (Mt 12, 34), dann gilt auch das Umgekehrte: Wovon ich nicht sprechen kann, das kann auch nicht klarer Besitz in meinem Herzen sein. Wo aber das Herz nicht erfüllt ist, da kann kein existentielles Interesse entstehen: inter-esse: ich selbst muß vorkommen. Wo ich nicht vorkomme, kann ich mich nicht „interessieren“, und dann müssen sich Unverständnis, Langeweile und Verdrossenheit einstellen.

b) Bevormundende  
„Profis“

Man kann nicht behaupten, unsere Kirche sei stumm. An kirchenamtlichen „Verlautbarungen“ ist kein Mangel, auch nicht an Äußerungen von Fachtheologen, in Vorträgen, Aufsätzen, Büchern usw. Papiere werden produziert, Stellungnahmen, Verlautbarungen, Predigten, Sendungen in den Massenmedien...; aber es handelt sich fast nur um Äußerungen von Mitgliedern der Kirchenleitung und der Fachtheologen. Die Sprechenden sind die „Profis“, die anderen aber sind tatsächlich weitgehend stumm. Wenn dann noch wenigstens die Sprechenden das sagen würden, was die anderen bewegt! Aber man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß nur allzuoft über die Köpfe hinweg und an den Herzen vorbei gesprochen wird. Mehr noch: Dorothee Sölle dürfte recht haben, wenn sie meint, der Wortreichtum der „Profis“ sei eine Mitursache für das Verstummen der anderen. „Gerade die Kirchen tragen mit Schuld daran, daß Menschen sich nicht religiös formulieren können, die Institutionen der Religion haben diese Unfähigkeit der Selbstformulierung ja durch die ständig parate Vorformulierung gefördert. Insofern ist es kein Wunder,

wenn viele Menschen sich nur noch außerhalb der Kirchen überhaupt religiös artikulieren können“<sup>3</sup>.

Die in der Kirche übliche Sprechweise „greift“ nicht mehr recht. Sie spricht nicht mehr an; sie löst keine vitale Resonanz aus. Viele der Adressaten haben nicht den Eindruck, das, was in der Kirche üblicherweise gesagt wird, würde helfen, ihre Erfahrungen so zu deuten, daß sie betroffen, befreit und motiviert antworten müßten: „Genau so ist es. Das ist endlich das, was ich gesucht habe. Das möchte ich gern weitersagen.“

Das Nicht-Greifen dessen, was die „Profis“ sagen, und das Verstummen der anderen — diese doppelte Sprachohnmacht dürfte eng damit zusammenhängen, daß die Kirchenleitung den Ausdruck des Glaubens mehr und mehr in Regie übernommen und die Gläubigen auf diese Weise buchstäblich un-mündig<sup>4</sup> gemacht hat. Man hat vor-formuliert und auswendig lernen lassen; aber man hat wenig dazu angeregt, die eigenen Erfahrungen mit dem Glauben und dem Leben zu reflektieren und ins Wort zu bringen. Man begnügt sich weitgehend mit jenem Einbahnverkehr, in dem von der einen Seite her nur gelehrt und auf der anderen Seite nur gelernt wird. Dann aber erstarrt das Zeugnis des Glaubens zu Formeln und Floskeln und verliert seine Lebendigkeit. Darunter leidet auch die Wirksamkeit der Kirchenleitung und der Fachtheologen.

Die dargestellte mißliche Situation ruft nach einer anderen Sprache des Glaubens. Sie ruft nach einer „Theologie des Volkes“. Gemeint ist eine Theologie, in der das, was „die Leute“ bewegt, zu Wort kommt und verarbeitet wird — gewiß nicht ohne Kirchenleitung und ohne Fachtheologen, und erst recht nicht gegen sie; aber doch so, daß „die Leute“ angeregt werden, intensiv mitzureden, Fragen zu äußern, Skepsis, Zweifel, Schwierigkeiten, aber noch mehr Einfälle, Vergleiche, neue Formulierungen usw. Gemeint ist eine Theologie, in der hingehört wird auf die Erfahrungen, die Freuden und die Leiden, die Hoffnungen und die Enttäuschungen der Menschen. Angezielt ist nicht eine bevormundende Theologie für das Volk, sondern eine Theologie *mit* dem Volk.

Kann es so etwas geben? Es läßt sich gewiß nicht einfach „machen“. Eine Fülle von Problemen taucht sofort auf, besonders dort, wo man in Rechnung setzt, daß das Bemühen um Förderung der Sprachmächtigkeit — nicht

<sup>3</sup> D. Sölle, Die Hinreise. Zur religiösen Erfahrung. Texte und Überlegungen, Stuttgart 1976, 167.

<sup>4</sup> Dies gilt auch dann, wenn die ursprüngliche Bedeutung von „Vormund“ nicht von „Mund“ kommt, sondern von munt (althochdeutsch) = Schutz, Schirm.

c) Der Ruf nach einer „Theologie des Volkes“ ...

... als einer Theologie *mit* dem Volk

nur im Glauben, sondern generell — auf bedeutsame schichtenspezifische Barrieren stößt. Von daher ergeben sich vielfältige Kommunikationsprobleme. Eine Theologie, die „Theologie des Volkes“ sein möchte, wird solches und anderes mitzubedenken haben.

## 2. Das Zusammenwirken von Volk, Fachtheologen und Kirchenleitung

### a) Die Notwendigkeit des Zusammenwirkens

In der Kirche lassen sich drei Faktoren unterscheiden, die aufeinander angewiesen sind, wenn es zu einer lebendigen Glaubenserkenntnis und zu einem wirksamen Glaubenszeugnis kommen soll: das Volk, die Fachtheologen und die Kirchenleitung. Keiner der drei Faktoren kann für sich allein bestehen; keiner kann durch den jeweils anderen ersetzt werden. Dabei sollten Fachtheologen und Kirchenleitung eindeutig im Dienst des Volkes stehen; die Realität sieht leider oft anders aus. Statt daß sie gemeinsam dienen, verbrauchen sie einen großen Teil an Energie im Streit gegeneinander. Das Verhältnis zwischen Kirchenleitung und Theologie kann von der einen Seite her durch Mißtrauen, Behinderungen und inquisitorische Maßnahmen verdorben werden, von der anderen Seite her durch beißende Kritik und Überheblichkeit. Beide aber können gegenüber dem Volk sündigen durch Nichtbeachten dessen, was sich „von unten her“ anmeldet.

Es wäre falsch, wollte man die verschiedenen Faktoren gegeneinander ausspielen. Wohl aber kann der eine Faktor für die jeweils anderen ein gesundes Korrektiv sein. Die Notwendigkeit des Zusammenwirkens der drei Faktoren ist im Grunde eine alte Erkenntnis; nur wurde diese Erkenntnis auf lange Strecken nicht sonderlich wirksam.

Hält man sich in der gegenwärtigen Situation die drei Faktoren vor Augen, so läßt sich nicht übersehen, daß der Faktor „Volk“ der schwächste ist, zum Schaden für die Lebendigkeit der ganzen Kirche. J. B. Metz hält es im Blick auf die Zukunft von Kirche und Religion für entscheidend, ob und inwieweit es gelingt, daß das „Volk“ in der Kirche (auch sprachlich) dabei ist, daß sich in der Kirche „eine Identität ausbildet, die nicht einfach von oben her, sondern aus der religiösen Erfahrung der Leute selbst entsteht“<sup>5</sup>.

Es erscheint angebracht, das Zueinander der genannten Faktoren noch näher zu beleuchten, zunächst im Blick auf das Verhältnis von Fachtheologie und Volk, dann im Blick auf die Aufgabe der Kirchenleitung und schließlich im Blick auf pastorale Perspektiven.

<sup>5</sup> J. B. Metz, Kirche und Volk oder der Preis der Orthodoxie, in: Stimmen der Zeit 197 (1974) 797—811, hier 808.

b) Die Theologie  
und das Volk

Die Fachtheologen brauchen die Verbindung mit den Erfahrungen des „Volkes“. Wer zu anderen vom Glauben sprechen will, muß sich darüber im klaren sein, wo die Sehnsüchte und Hoffnungen derer anzusiedeln sind, an die er sich wendet (vgl. GS 1). Sonst dürfte es unmöglich sein, die Botschaft des Auferstandenen und vom Auferstandenen als befreiende Botschaft zu vermitteln. Wo dieser Kontakt fehlt, spricht Theologie ins Leere. Theologie und Glaube werden heute nicht deshalb verworfen, weil sie unvernünftig sind, sondern deshalb, weil sie ohne Zusammenhang mit dem Leben zu sein scheinen. Harvey Cox urteilt: „Woran wir am meisten leiden, ist nicht die Armut an intellektueller Kompetenz der Theologie, sondern die Erosion der Erfahrung und das Versagen der Phantasie. Nur wenige Menschen, die sich als nichtreligiös betrachten, verwerfen heute den Glauben, weil er unvernünftig erscheint. Sie verwerfen oder vielmehr ignorieren ihn, weil er offenbar ihr eigenes Erfahrungsfeld nicht berührt“<sup>6</sup>. Nach seiner Meinung sind die Theologen immer noch zu sehr Teile einer „Direktoren-Gesellschaft“, „die Tag für Tag mit nichts anderem beschäftigt sind, als durch Unterdrückung, Kontrolle, ‚Verbesserung‘, Entwicklung und andere Aktivitäten die ‚dirigierten‘ Gesellschaften zu beherrschen“<sup>7</sup>. Wie anders eine Theologie aussieht, die in Verbindung steht mit Schmerz und Hoffnung der Armen, mit ihrem Singen und Schluchzen, zeigen bisherige theologische Ansätze aus der Dritten Welt, bekannt geworden unter dem Sammeltitle „Theologie der Befreiung“. Cox spricht für die Theologen, die sich um die Kontakte zum Volk bemühen: „Wir lassen uns auf die Religion des armen Volkes nicht ein, um sie abzustempeln, sondern um selbst durch ihre elementare Gewalt verändert zu werden, zu lernen, welches die tiefsten Gefühle der Verlierer in unserer habgierigen Welt sind. Wir lassen uns auf den Glauben der Armen so ein, daß wir etwas Gemeinsames teilen und uns besser rüsten können für den Kampf gegen die Mächte, die die Armen arm halten“<sup>8</sup>. Der ent-

<sup>6</sup> H. Cox, *Verführung des Geistes*, Stuttgart 1974, 322.

<sup>7</sup> Ebd. 169.

<sup>8</sup> Ebd. 191. H. Cox betrachtet die katholische Marienverehrung, besonders in ihrer lateinamerikanischen Ausprägung, als sprechendes Beispiel für eine Glaubensäußerung, die theologisch ernstzunehmen sei. Er betrachtet diese Marienverehrung auch als Ausdruck jenes Protestes, der im Magnificat laut wird: „Mächtige stürzt er vom Thron, Niedrige erhöht er. Hungernde beschenkt er mit seinen Gaben, Reiche läßt er leer ausgehen.“ (Magnificat; Lk 1,52 ff). Solche Frömmigkeit „schafft jene transzendenten Symbole der Hoffnung und die strahlenden Bilder, durch die die raffinierten Kontrollmechanismen einer Gesellschaft aufgedeckt werden. Sie bricht das dumpfe Gefängnis der eindimensionalen Welt auf. Sie hält die Hoffnung wach, wenn alle empirische Erfahrung böse aussieht. Sie läßt uns auf die bloßen Fakten spucken, damit wir nicht Sklaven der Rationalität werden.“ (192).

scheidende Ausgangspunkt einer solchen Theologie ist die Praxis. Cox fügt hinzu: „Zu entdecken, wie die Religion vom unglücklichen Schrei zum effektiven Protest, vom Opium zum Stimulans wird, ist eine Sache großer Dringlichkeit“<sup>9</sup>. „Genauer gesagt, wir müssen unterscheiden lernen, wie der Glaube ein Volk befähigt zu überleben, und wie der gleiche Glaube dazu benützt wird, es zu verführen und zu mißbrauchen“<sup>10</sup>.

Da der Gott der Offenbarung ein für allemal Partei ergriffen hat für die Geringgeschätzten, kann der Theologe seine Arbeit nicht tun, ohne auf diese zu achten. Ohne diese Orientierung kann er jene Verfälschungen des Evangeliums nicht aufdecken, mit deren Hilfe die Mächtigen ihre Herrschaft zu sichern versuchen. Gewiß muß die Fachtheologie Verirrungen und Verengungen im Volksglauben und in der Volksfrömmigkeit aufdecken und zu überwinden versuchen; aber sie darf nicht nur Kritik am schiefen Glauben der „Kleinen“ üben. Ebenso wichtig ist die Kritik am schiefen Glauben der Mächtigen. „Der befreiende Beitrag der Theologie kommt von dort, wo die falschen Mythen der Mächtigen aufgedeckt werden, nicht von dort, wo man versucht, das Denken der Armen in die rechten Bahnen zu lenken“<sup>11</sup>.

Theologie als „Theologie des Volkes“ hat im religiösen Erfahrungsmaterial des Volkes ihre Substanz. Die Fachtheologie wäre dann so etwas wie eine Aufbereitungsinstanz der religiösen Erfahrung des Volkes. Sicherlich muß dabei auch auf Unzulänglichkeiten aufmerksam gemacht werden; aber zunächst sind die positiven Momente hervorzuheben und zu fördern. (So verstanden könnte religiöse Volkskunde zu einer bedeutsamen theologischen Disziplin werden.)

### c) Die Aufgabe der Kirchenleitung

Das „Apostolische Schreiben“ Papst Pauls VI. vom 8. 12. 1975 „Über die Evangelisierung in der Welt von heute“ (Evangelii Nuntiandi), das die Beratungen der Bischofsynode von 1974 zum selben Thema verarbeitet, hebt die grundsätzliche theologische Bedeutung der Volksfrömmigkeit hervor, über deren Ausdrucksformen der Papst sagt: „Lange Zeit wurden sie für minderwertig gehalten und abfällig beurteilt, doch werden sie heute vielerorts neu entdeckt.“ In der Volksfrömmigkeit „kommt ein Hunger nach Gott zum Ausdruck, wie ihn nur die Einfachen und Armen kennen.“ „In ihr zeigt sich ein feines Gespür für tiefe Eigenschaften Gottes: seine Vaterschaft, seine Vorsehung, seine ständige, liebende Gegenwart. Sie führt zu inneren Haltungen, die man sonst kaum in die-

<sup>9</sup> Ebd. 192. — <sup>10</sup> Ebd. 193. — <sup>11</sup> Ebd. 195.

sem Maße findet: Geduld, das Wissen um die Notwendigkeit, das Kreuz im täglichen Leben zu tragen, Entsagung, Wohlwollen für andere, Respekt.“ — Ob man diese oder eine andere Deutung der Phänomene bevorzugen soll, sei hier dahingestellt. Wichtig ist folgende Erkenntnis: Auch „die Armen, die oft reich im Glauben und in der Hoffnung sind“, sollen Verkünder des Evangeliums sein; denn unsere Welt „fordert Verkünder, die von einem Gott sprechen, den sie kennen...“ (Nr. 76). Es genügt nicht, solche Volksfrömmigkeit zu protegieren. Sie muß für die Evangelisierung fruchtbar gemacht werden.

Wo die Artikulation des Glaubensbewußtseins von seiten der Gläubigen nicht ernstgenommen wird, besteht die Gefahr des total verwalteten, des total vorgedachten und vorformulierten Glaubens. Um hier weiterzukommen, ist eine gewisse Relativierung der institutionellen Momente in der Kirche unumgänglich notwendig, und damit verbunden ein hohes Maß an innerer Verselbständigung der Gläubigen gegenüber der Institution. Dies ist deshalb nicht ganz leicht, weil die Institution ein ganzes Instrumentarium von Machtausübung entwickelt hat und seinen Gebrauch beherrscht. Widerstand gegen das offiziell Geltende wird mit Geringschätzung oder mit schlechtem Gewissen „bestraft“. Dies erzeugt Angst und Lähmung. Den Revoltierenden geht unter solchem Druck schnell die Luft aus. Sie brauchen eine ungeheure Widerstandskraft, um (wie Paulus) um Christi und um der Menschen willen denen, die das „Sagen“ haben, notfalls „ins Angesicht zu widerstehen“ (vgl. Gal 2,11).

### 3. Eine entsprechende Pastoral

Fachtheologie wie auch Kirchenleitung können die hier anstehenden Fragen und Aufgaben nur dann leisten, wenn ein entsprechender Stil der pastoralen Arbeit entwickelt wird und sich ausbreitet.

#### a) Die eigenständige Rolle der Seelsorger und Religionslehrer

Es ist nicht ganz leicht, die Position der hauptamtlichen Seelsorger — Priester, Pastoralassistenten, Katecheten, und Religionslehrer — zwischen den drei genannten Faktoren zu bestimmen. Sie werden oft sozusagen hin und her gerissen: Der eine versteht sich mehr als Beauftragter des Bischofs, der andere mehr als Theologe, der dritte mehr als Anwalt der Menschen, mit denen er zu tun hat. In der Tat stehen die „Seelsorger an der Basis“ wie auch die Religionslehrer im Schnittpunkt der Linien, die von den drei Faktoren aus zusammenlaufen. Denn die verschiedenen Lernformen, die das kirchliche Leben kennt — Religionsunterricht, Katechese, theologische Erwachsenenbildung, Predigt usw. —, sind weder Instrumente einer mechanischen Repetition (oder einer

methodisch geschickten Übersetzung) dessen, was die Vertreter der Kirchenleitung sagen, noch Instanzen der Popularisierung dieser oder jener Theologie. Sie haben eine eigenständige ekklesiale Funktion. Die Vermittler treten in ihr nicht nur als Lehrende auf; wenn sie es gut machen, sind sie immer zugleich — und mit besonderer Intensität — Lernende. Im Vorgang der Vermittlung lernen sie, wo die besonders fruchtbaren Momente der christlichen Botschaft liegen<sup>12</sup>.

Wo der amtlich beauftragte Seelsorger und der Religionslehrer das Glaubenszeugnis des Volkes ernst nimmt, wird er nicht mehr sich selbst nur als Gebender vorkommen, sondern zugleich als Beschenkter. Seine Wirksamkeit bekommt von hier her möglicherweise neuen Glanz und sogar festlichen Charakter<sup>13</sup>: man lernt staunen, man entdeckt „Bodenschätze“, man kann von dem erzählen, was man bei „den Leuten“ festgestellt hat. Wenn der Glaube vom Hören kommt, so gilt dies auch für die Amtsträger und Fachtheologen. Sie müssen lernen, nicht nur auf die Bibel zu hören, sondern auch auf die Zeugnisse gelebten Glaubens in der jeweils gegenwärtigen Kirche.

Der Kreislauf zwischen der Kirchenleitung, den Fachtheologen und den „einfachen Gläubigen“, von dem bisher die Rede war, wiederholt sich in den verschiedensten Beziehungen, z. B. auch im Verhältnis der Eltern zu ihren Kindern, und gerade an dieser einfachsten Beziehung läßt sich seine Bedeutung besonders deutlich ablesen. Jeder Seelsorger, der mit Eltern zu tun hat, weiß, wie sehr ein Glaubensgespräch dadurch verlebendigt werden kann, daß die Eltern von ihren Kindern erzählen, wie diese sich zu diesem und jenem Thema äußern. Was sich hier sehr handgreiflich zeigt, gilt mutatis mutandis auch für andere Relationen, z. B. für das Verhältnis von Religionslehrern, Schülern und Eltern.

Wenn entsprechende Einstellungen und Fähigkeiten bei vielen Seelsorgern und Religionslehrern entwickelt werden, darf man sogar ein neues, durchaus legitimes „Macht“bewußtsein der Seelsorger und Religionslehrer erwarten: Sie sind Faktoren, an denen Kirchenleitung und Fachtheologie nicht vorübergehen können. Sie leben zwar nicht von der Opposition — davon kann niemand leben; aber sie haben etwas einzubringen, was für das Ganze bedeutsam ist. Von dorthier wird ihr Verhältnis sowohl zur kirchlichen Behörde als auch zu den Theo-

<sup>12</sup> Vgl. A. Exeler, Zum Verhältnis von Katechese, Lehramt und Theologie, in: *KatBl* 96 (1971) 699 f.

<sup>13</sup> Vgl. R. Bohren, Daß Gott schön werde. *Praktische Theologie als theologische Ästhetik*, München 1975, 75.

logieprofessoren zwar nicht spannungslos, dafür aber anregender: immer mehr sollten sie zu Partnern werden.

b) Über eine kolonialisierende Pastoral hinaus

Faktisch sind wir jedoch noch weit von einem solchen Selbstverständnis der Seelsorger und von einer entsprechenden Pastoral entfernt. Es ist wohl nicht übertrieben zu sagen: In bezug auf den Glauben haben die Priester die Gläubigen allzusehr wie Analphabeten behandelt. Sie haben ihre Aufgabe darin gesehen, ihnen eine ihnen fremde Kultur beizubringen. Hier liegt eine ähnliche Problematik vor wie bei der Alphabetisierung.

Paulo Freire geht in seiner Alphabetisierungskampagne davon aus, daß bisherige Alphabetisierung kolonialen Charakter trug: den Leuten wurde eine ihnen fremde Kultur nahegebracht und verständlich gemacht; sie lernten sich darin auszudrücken. Dies bedeutete eine tiefgehende Form der Überfremdung. — Bei der Alphabetisierung geht es Paulo Freire darum, mit Hilfe von Schlüsselworten, die im Leben der Analphabeten vorkommen, die bereits vorhandene „Kultur“ bewußt zu machen und zu ihrer Entfaltung anzuregen. Übertragen auf das Glaubensbewußtsein heißt dies: Es geht nicht so sehr darum, eine vorgegebene Theologie verständlich zu machen, sondern die eigenständige Reflexion über die Beziehung der Menschen zu Christus und den eigenständigen Ausdruck dieser Beziehung anzuregen.

Eine wichtige Aufgabe der Pastoral besteht dann darin, die Fähigkeit zur Reflexion und die Fähigkeit zum Glaubensausdruck zu kultivieren. Zwar ist die Glaubens*verwirklichung* immer wichtiger als die Glaubens*reflexion*. Aber in selbständiger Verantwortung verwirklichen kann ich nur, was ich hinreichend reflektiert habe. Ein Glaube, der am Neuen Testament orientiert ist, kann grundsätzlich nicht auf die Reflexion verzichten (vgl. 1 Petr 3,15). Jeder ist dazu aufgerufen, in gewissem Sinn Theologe zu sein.

Die kolonialisierende Glaubensverkündigung hatte zur Folge, daß das Evangelium, welches von seinem Ansatz her eine Frohbotschaft besonders für die *Armen* ist, unterschlagen wurde. Viele Priester reden eine Mittelklasse-Sprache: so anspruchsvoll, daß viele gar nicht mitkommen und das Evangelium als eine Angelegenheit der gehobenen Schichten betrachten. Sie sind in ihrer Übersetzung des Evangeliums vielfach „verdorben“ durch die Universitätstheologie. Ähnliches gilt — mutatis mutandis — für Religionslehrer. Im Bereich der Berufsschule macht sich diese Schwierigkeit besonders bemerkbar.

Solche Beobachtungen stellen die Seelsorger vor die Frage, ob eine wichtige Erschwerung ihrer Tätigkeit nicht daraus entsteht, daß sie eine Mittelklasse-Sprache reden. Können sie sich den Angehörigen der Unterschichten hinreichend verständlich machen (vgl. den Synodenbeschuß „Kirche und Arbeiterschaft“) <sup>14</sup>?

### c) Neue Erfahrungen

In dem, was im Zusammenhang mit dem „Konzil der Jugend“ in Taizé zutage getreten ist, findet sich so etwas wie ein Modellfall gelungener „Theologie des Volkes“. Die Brüder von Taizé, ganz entsprechend ihrem theologischen Selbstverständnis, Gratuität zu leben, ermöglichen einen neuen Dialog zwischen Kirche (Amt, Theologie) und Jugend. Die Jugendlichen finden Raum für ein eigenständiges „theo-logiein“ <sup>15</sup>. In dieselbe Richtung weisen auch die Chancen der christlichen Basisgemeinden. Hier kommt der Glaube des Volkes tatsächlich zur Sprache. Es entwickeln sich sogar eigenständige theologische Ansätze aus den Erfahrungen des täglichen Lebens und deren Deutung im Horizont christlichen Glaubens. In den Basisgemeinden wird die Kirche zu einer Bewegung, die das Leben der Armen ernst nimmt und sie Subjekte sein läßt <sup>16</sup>. Bei der bisherigen Entwicklung der Basisgemeinden ist es besonders bemerkenswert, daß Episkopat und Fachtheologen in manchen Ländern, insbesondere in Lateinamerika, positiv auf das neue Phänomen reagiert haben <sup>17</sup>.

Wenn es überhaupt zu einer fruchtbaren Kooperation zwischen Kirchenleitung und Fachtheologen auf der einen und Basisgemeinden auf der anderen Seite kommen soll, dann ist von seiten der „Professionellen“ eine konsequente Haltung des Dienstes erforderlich. Nicht die Basis wird in den Dienst der Institution gestellt, sondern diese in den Dienst der Basis.

<sup>14</sup> Zur Problematik der schichtenspezifischen Sprache vgl. u. a.: B. Badura, Sprachbarrieren. Zur Soziologie der Kommunikation, Stuttgart 1971; J. J. Gumperz, Sprache, lokale Kultur und soziale Identität. Theoretische Beiträge und Fallstudien, Düsseldorf 1975; Funk-Kolleg Sprache. Eine Einführung in die moderne Linguistik, Frankfurt 1973, Bd. 2; U. Haug — G. Rammer, Sprachpsychologie und Theorie der Verständigung, in: W. Loch u. a. (Hrsg.), Sprache und Lernen. Internationale Studien zur pädagogischen Anthropologie, Düsseldorf 1974; J. Kopperschmidt, Kommunikationsprobleme der Predigt, in: G. Biemer (Hrsg.), Die Fremdsprache der Predigt. Kommunikationsbarrieren der religiösen Mitteilung, Düsseldorf 1970; H. Zirker, Sprachprobleme im Religionsunterricht, Düsseldorf 1972.

<sup>15</sup> Vgl. z. B. W. Pütz, Experiment Altenberg — offene Glaubenswochenenden. Eine Zwischenbilanz, in: KatBl 102 (1977) 143—149.

<sup>16</sup> Vgl. J. Caldentey, Die Bedeutung der christlichen Basisgemeinden für die Kirche, in: Concilium 11 (1975) 269—273.

<sup>17</sup> Vgl. z. B. Adveniat (Hrsg.), Die Kirche in der gegenwärtigen Umwandlung Lateinamerikas im Lichte des Konzils. Beschlüsse der II. Generalversammlung des lateinamerikanischen Episkopats (Medellin 24. 8.—6. 9. 1968), Adveniat-Dokumente 1—3, Bernestr. 5, 4300 Essen; vgl. auch die reichhaltige fachtheologische Literatur zu diesem Themenkomplex, z. B. K. Rahner u. a. (Hrsg.), Befreiende Theologie. Der Beitrag Lateinamerikas zur Theologie der Gegenwart, Stuttgart 1977.